

GALERIE

FRIEDRICHSHAFEN

Schulmuseum verlängert „Kult!“-Schau

Seit Juli läuft die aktuelle Sonderausstellung im Schulmuseum Friedrichshafen. Aufgrund des anhaltenden Interesses wird „Kult! auf dem Schulhof“ nun verlängert – und ist nicht wie bislang geplant bis 14. Januar, sondern bis zum 24. Februar 2018 im Schulmuseum zu sehen und erleben. Am Sonntag, 14. Januar, findet um 15 Uhr eine Sonderführung mit Museumsleiterin Dr. Friederike Lutz und Kuratorin Carolin Gennemann statt, bei der gemeinsam ein Blick hinter die Kulissen der Sonderausstellung und ein Ausblick aufs neue Ausstellungs-jahr geworfen werden sollen. Infos: www.schulmuseum-fn.de. (sk)

BIBERACH

Django Asül in der Stadthalle

Wird Jamaika tatsächlich das neue Mallorca für die Deutschen oder zum Waterloo für Angela Merkel? Hat Martin Schulz in Wahrheit nur als Oppositionsführer kandidiert? Nutzt Trump sein erstes Jahr, um gemeinsam mit Putin die EU zu stabilisieren? Django Asül stellt diese und weitere Fragen, wenn er mit seinem Jahresrückblick am Mittwoch, 20. Dezember, um 20 Uhr in der Stadthalle Biberach zu Gast ist. Eintrittskarten gibt es im Internet unter: www.kartenservice-biberach.de (sk)

KONSTANZ

Notty's Jug Serenaders in der Zimmerbühne

Am Mittwoch, 20. Dezember (20 Uhr), treten Notty's Jug Serenaders in der Konstanzer Zimmerbühne auf. Die Band spielt bekannte und wenig bekannte Bluesklassiker im Jug Band Stil – gemixt mit Ragtime, Hillbilly und Soul. Die Notty's Jug Serenaders bestehen aus Thomas Banholzer, Andreas Dannenmayer und Notker Homburger. Eintrittskarten telefonisch unter 07531/917263 oder per E-Mail an: angelika.homburger@googlemail.com (sk)

IN ZWEI SÄTZEN

? Otto Dix fand unsere Landschaft „zum Kotzen schön“. Und Sie?



„Für meine Arbeit hat die Landschaft unserer Region keine Bedeutung. Ansonsten finde ich die nähere und weitere Landschaft um den Bodensee sehr angenehm.“

Markus Daum, 58, Künstler aus Radolfzell

Gegen die Dutzendware

Werkstattgespräch: Der aus Konstanz stammende Regisseur Douglas Wolfspurger wandelt bei der Finanzierung seiner Filme stets am Abgrund

VON TILMANN P. GANGLOFF

Man hat immer eine Wahl, auch als Künstler. Die einen entscheiden sich für den bequemen Weg, der möglichst geradeaus zum Erfolg führt, die anderen bevorzugen steinige Pfade, auf denen man das Ziel nur über Umwege erreicht. Douglas Wolfspurger fand die harte Tour schon immer interessanter; auch wenn sie Kraft kostet, die er lieber in seine Arbeit investieren würde. An Weihnachten wird der aus Konstanz stammende Filmemacher sechzig; ein guter Anlass für eine Zwischenbilanz. Für ein Resümee ist es allerdings noch zu früh, und das nicht nur, weil in diesem Regisseur noch viele Geschichten schlummern, die er erzählen will. Seine Rente würde ohnehin viel zu kümmerlich ausfallen, um davon leben zu können; das ist der Preis der künstlerischen Selbstverwirklichung.

Abgesehen davon steckt noch eine Menge Energie in diesem Mann, der auf den ersten Blick so sanftmütig wirkt, aber auch ganz anders kann; das deutet sich an, wenn er sich ein bisschen in Rage redet, über die deutsche Filmförderung zum Beispiel, die bevorzugt Projekte pöppelt, die ohnehin erfolgreich wären; oder über die Fernsehsender, ohne deren Unterstützung Kinofilme hierzulande kaum noch möglich sind. Viel lieber spricht Wolfspurger, der Konstanz vor 25 Jahren Richtung München verlassen hat und seit 2002 in Berlin lebt, über seine Arbeit; und die führt ihn seit zwei Jahren regelmäßig zurück in die alte Heimat.

„Die schönste Stadt der Welt“ lautet der Arbeitstitel des aktuellen Projekts, und wer Wolfspurgers ironische Seite kennt, ahnt: Das ist ganz sicher nicht ernst gemeint. Der entsprechende Film allerdings wohl: Als er 2015 erfuhr, dass das Scala-Kino an der Konstanzer Marktstätte geschlossen werden sollte, war ihm klar, dass er darüber einen Film machen muss. Auch wegen der persönlichen Betroffenheit, schließlich haben seit seinem beachtlichen Spielfilmdebüt „Lebe kreuz und sterbe quer“ (1985) alle seine Werke im Scala Premiere gehabt; aber vor allem wegen des Prinzips. Aus dem Kino ist mittlerweile ein Drogeriemarkt geworden; ein Schicksal, das das Scala mit vielen anderen traditionsbehafteten Filmtheatern teilt.

Das Projekt ist in vielerlei Hinsicht typisch für die künstlerische Biografie Wolfspurgers: Er muss seine Stoffe nicht suchen, sie finden ihn. So war es bei „Bellaria – So lange wir leben!“ (2001), seiner ersten dokumentarischen Kinoarbeit. Für diesen Film über die Besucher eines Wiener Programmkinos hat er unter anderem den Bayerischen Filmpreis und den Ernst Lubitsch Preis bekommen; den Anstoß hatte ein Zeitungsartikel gegeben. Vor „Wiedersehen mit Brundibár“ (2014) hatte ihn eine Lehrerin aus Überlingen auf die im Konzentrationslager Theresienstadt



Douglas Wolfspurger bei der Arbeit mit Kameramann Kai Lehmann aus Konstanz. BILD: DOUGLAS WOLFSPERGER FILMPRODUKTION

aufgeführte Kinderoper aufmerksam gemacht. Nach „Bellaria“ standen ihm alle Türen offen; gut 15 Jahre später ist zwar nicht alles, aber doch vieles anders.

Dass der Regisseur einen ganzen Schrank voller Trophäen hat, bringt ihm außer Anerkennung erst mal gar nichts: Jedes Projekt beginnt heute bei null, als wäre es sein erster Film. „Brundibár“ hat viel Anerkennung auf Festivals bekommen. Geblieben sind ihm 15 000 Euro Schulden, weil das Medienboard Berlin-Brandenburg zwar die Entwicklung des Drehbuchs, aber nicht die Produktion des Films unterstützt hat; deshalb musste er die Förder-summe wieder zurückzahlen. Auf diese Weise balanciert er stets am finanziellen Abgrund entlang, was nur deshalb funktioniert, weil er seine Filme selbst produziert und daher noch Jahre später davon profitiert, wenn ausländische TV-Sender die Senderechte kaufen.

Auch die Finanzierung des Scala-Werks steht auf wackligen Beinen, weshalb Wolfspurger die Gelegenheit des Werkstattgesprächs nutzt, um potenzielle Sponsoren auf das Projekt aufmerksam zu machen; es fehlen noch 20 000 Euro. Dass solche „Selbstmordprojekte“ ohnehin nur dank Selbst-

ausbeutung funktionieren, erwähnt er nicht mal. 300 000 bis 400 000 Euro kostet die Realisierung seiner Dokumentarfilme, also maximal ein Viertel eines gewöhnlichen Fernsehfilms; trotzdem muss er sich das Geld regelrecht zusammenbetteln. Er versichert zwar, dass er an solchen Widerständen wachse, aber manchmal, wenn der Frust richtig groß ist, fragt er sich doch, wo er heute stünde, wenn er damals den anderen Weg gewählt hätte.

Nach seinem ersten großen Spielfilm, „Probefahrt ins Paradies“ (1992), eine amüsante Wallfahrersatire mit Christiane Hörbiger, Barbara Auer und Axel Milberg, hätte Wolfspurger TV-Karriere machen können; die Fernsehfilmredaktion des WDR wollte ihm „Carte blanche“ geben. Er hat die Chance damals nicht wahrgenommen, weil er sich als Kinoregisseur sah, und wohl auch, weil ihm klar war: Selbstverwirklichung wäre kein Thema mehr; Kunst vermutlich auch nicht. Die Altersversorgung wäre zwar gesichert, aber für einen Fernsehfilm hat man heute in der Regel nur noch gut zwanzig Drehtage. Diesen Preis hätte er nicht zahlen wollen, und wieder wird der Ton merklich schärfer, wenn er über die „Quotenfixierung“ öffentlich-rechtlicher Redak-

teure redet, die Experimente scheuen wie der Teufel das Weihwasser.

1999 hat Wolfspurger mit der deftigen Komödie „Heirate mir!“ (mit Verona Feldbusch und Ulrich Noethen) seinen letzten von insgesamt vier ausnahmslos am Bodensee entstandenen Spielfilmen gedreht. Es folgten ausschließlich Dokumentarfilme, darunter 2008 sein bislang persönlichstes Werk, „Der entsorgte Vater“. Der Film erzählt seine eigene Geschichte: Ein Mann wird von der Mutter seiner Tochter auf die Rolle des Erzeugers reduziert und darf das Kind nicht mehr sehen. Mittlerweile ist das Mädchen volljährig, die beiden haben regelmäßigen Kontakt, aber für den Regisseur ist das Kapitel nicht abgeschlossen: „Da ist noch eine Rechnung offen.“ Das bezieht sich nicht nur auf das Thema, sondern auch auf den Bereich Spielfilm. Die Begegnungen mit den Menschen, die er im Rahmen der dokumentarischen Projekte trifft, seien zwar regelmäßig beglückend, aber er hat Lust, auch mal wieder „mit richtig guten Schauspielern zu arbeiten.“ Erst mal ist jedoch ein weiterer Dokumentarfilm geplant: über Hitlers Geburtshaus in Braunau.

Durch all die vielen kleinen und großen Geschichten ist Wolfspurgers anstehender runder Geburtstag ganz aus dem Blick geraten, aber der ist für ihn ohnehin nur dann ein Thema, wenn er wegen eines Kredits für seinen nächsten Film bei seiner Bank vorstellig wird. Der Kundenberater erkundigt sich dann, wie lange er denn noch zu arbeiten gedenke; Banken sind auch so ein Thema, bei dem der Blutdruck des Regisseurs merklich steigt. Davon abgesehen ist er mit sich im Reinen. Ob er mit dem Wissen von heute die Entscheidung gegen die TV-Karriere noch mal treffen würde? „Eindeutig ja.“ Sollte er doch mal zweifeln, erinnert er sich vielleicht an die Gespräche mit Regiekollegen, die ausschließlich fürs Fernsehen arbeiten. Finanziell geht es ihnen vermutlich deutlich besser, aber sie beneiden ihm um seine künstlerische Freiheit, weil sie „nur Dutzendware herstellen und Erfüllungsgehilfen irgendwelcher Redakteure sind“.



Douglas Wolfspurger mit dem Ernst-Lubitsch-Preis: Ihn bekam er für „Bellaria – So lange wir leben!“, seiner ersten dokumentarischen Filmarbeit. BILD: JOACHIM GERN

Zur Person

Douglas Wolfspurger, geboren am 25. Dezember 1957, wuchs am Bodensee auf und machte in Konstanz Abitur. Erster Spielfilm 1985: „Lebe kreuz und sterbe quer“, ein Satirestück auf das Leben in der Kleinstadt, spielt im Konstanzer Stadtteil Niederburg. Weitere Werke: „Probefahrt ins Paradies“, Spielfilm (auch in Konstanz gedreht), „Der entsorgte Vater“, Dokumentarfilm, sowie „Bellaria – so lange wir leben“ ebenfalls Dokumentarfilm. Zuletzt kam der Film „Wiedersehen mit Brundibár“ in die Kinos, der die Auseinandersetzung jugendlicher mit der im Ghetto Theresienstadt aufgeführten Kinderoper nachzeichnet. (sk)

Vitale Tastenopern

Die Klaviervirtuosin aus Freudenstadt, Henriette Gärtner, hat eine CD mit Werken von Franz Schubert, Francois Couperin und Jean-Philippe Rameau eingespielt

VON HELMUT WEIDHASE

Die Freudenstädter Pianistin, promovierte Studienrätin, Choreografin, akademische und dennoch fantasiebestimmte Pianistin Henriette Gärtner überrascht (wie immer) mit einer CD, deren vielfarbiges Schwingungsangebot theatralischer klingt als manches andere Opus ihrer klangschaffenden Finger und präzise pedalisierenden Füße. Man schaltet zur Ohrpremiere den Abspieler an: Hört man erst rein, dann aufgemuntert hin, bald durch

alle 72 Minuten und 34 Sekunden (24 Szenen in stilistisch passenden Klangkostümen), wenig später noch einmal. Denn es gab Hörenswertes, Spannendes: Kurzopern auf Ebenholz- und Elfenbein, den Pianoforte-Brettern, die auch die Welt bedeuten können für reiche Klanginszenierungen, hochbarock, postklassisch und nicht zuletzt virtuos romantisch.

Franz Schuberts B-Dur-Sonate beginnt als kammermusikalisches Lied, ehe nach wenigen Takten ein gespensischer Bass-Triller die lyrische Harmlosigkeit aus düsterer Kulisse bedroht. Henriette Gärtner spielt so, dass man den Opernkomponisten Schubert (einschließlich Fragmenten von ein Dutzend Bühnenwerken) imaginieren konnte. Das Andante ward zur melancholischen Serenade: poetischer Dis-

kant, von ängstlicher Mandoline un-zupft. Oper nach sonnenköniglichen Gavotte-Variationen von Francois Couperin und Jean-Philippe Rameau: Tastenballette mit dynamischen Affekten. Vor der besänftigenden Final-Pastorale aus Johann Sebastian Bachs Jagd-Kantate geht der Klangvorhang hoch für eine pianistische Grand Opéra: Brillant- bis Bombastvariationen über eine „Piraten“-Arie von Vincenzo Bellini.

Wer schuf diese grandiosen theatralischen Verwandlungen? Der Lieblingsschüler Frédéric Chopins, von Franz Liszt bewundert, in Europa gefeiert: der Siebenbürgener Carl Filtsch (1830-45). Der Jüngling, der mit 15 Jahren an der Tuberkulose starb, bietet hier alles auf, was Bellinis Opere auszeichnet: Mit-reißende Belcanto-Oktaven, Akkorde-vehemenz, vitale Rhythmen, Glück-



Postklassisch und virtuos romantisch: Die Pianistin Henriette Gärtner aus Freudenstadt hat eine neue CD eingespielt. BILD: LUTZ HUGEL

chenkolorit, Piratensturm – und die Flügelregie fesselt von „maestoso“ bis „agitato“. Vor der Tasten-Piraterie nach Bellini (der auch nur 34 Jahre alt wurde) spielte die Gärtner eine Filtsch-Romanz: Nobel melodisches „espressivo“, liedhaft schlicht wie Mendelssohn.



Henriette Gärtner: Tastenzauber. Vienna 2day. - Die Pianistin gibt am Sonntag, 17. Dezember, 11 Uhr, ein Konzert in der Kindernachsorgeklinik VS-Tannheim.